

UNSERE ANFÄNGE IN CHILE

Vor 50 Jahren, im November 1938, kamen die ersten Ursulinen in Chile an. Daß die Anfänge schwierig waren, enthüllen diese Zeilen, die einer Erzählung entnommen ist, die Mutter Elisabeth Feldmann 1955 an die Ursulinen in Deutschland geschrieben hatte.

Die ersten Augenblicke in Chile waren eine große Enttäuschung; von den Versprechen konnte keines eingelöst werden. Nur die Übernahme des Gebäudes des Noviziats der Augustinerinnen verwirklichte sich, eine für beide Seiten zweckmäßige Abmachung, die uns zur ewigen Dankbarkeit gegenüber der Äbtissin verpflichtet. Einige von dem Erdbeben geschädigte Mädchen, drei Söhne von Immigranten und einige kleine, mongoloide oder im Lernen behinderte Kinder waren die ersten Wesen, die von den Schwestern empfangen wurden. Als wir nach sechs Monaten noch immer keine zufriedenstellende und angemessene Arbeit gefunden hatten, reiste die ehrwürdige Mutter Maria nach Chile, um ihren Schwestern zu helfen.

Die vielen Geschäfte und eine Krankheit der Mutter verschoben ein ums andere Mal ihre Rückkehr nach Deutschland. Dreimal kaufte sie die Schiffspassage; schließlich begann der Krieg und verhinderte ihre Rückkehr, gemäß den Plänen Gottes. Ihre anfängliche Idee war es, das ganze Konvent in Gruppen nach Chile zu verlegen, während sie selbst nach Deutschland zurückkehren wollte, um zusammen mit den Ältesten und Kranken mit Gottvertrauen an irgendeinem ruhigen Ort Widerstand zu leisten. Der ersten Gruppe konnte sich nur noch eine anschließen. Vor ihrer Ankunft übernahmen wir die genannten Gebäude des Noviziats. Überall waren Risse, die Fenster hatten keine Scheiben. Ein Fest der Reinigung. Trotzdem konnte die zweite Gruppe von Schwestern mit einem etwas größeren und ordentlicheren Kapellchen empfangen werden. Mit inniger Freude lebten wir, wie wahre Ursulinen, in jenem abgeschlossenen Hinterhof, den wir mit Blumen umgeben hatten. Mit ihrer ihr eigenen tapferen und ruhigen Art gab die Mutter Oberin die Anweisung: jede Arbeit, die der Herr uns auferlegte, zu akzeptieren.

Das bedeutete, mit der Betreuung der schon erwähnten Kinder in Santiago fortzufahren, eine Aufgabe, die langsam zur Entstehung eines Kindergartens führte. Der Vorschlag, ein Altersheim zu übernehmen, brachte zwei alte Frauen in unser Haus, die ihr Alter nicht wußten. Sie beklagten sich, daß wir ihnen viel zum Frühstück gaben, und daß wir ihnen nicht erlaubten, sich ihr eigenes Mate zuzubereiten. Die eine starb sehr bald und die andere ging fort, wobei sie uns anklagte, ihr ein leeres Parfümfläschchen gestohlen zu haben.

In Las Lumberras, an einem idyllischen Platz gelegen am Fuße der Küstengebirgskette, pflegten wir eine junge, geistig behinderte Frau. Das ganze Anwesen, mit seinem Herrenhaus, seinem Garten mit Obstbäumen, seinen Eichen und Palmen stand uns zur Verfügung. Das Haus war schon viele Jahre verlassen und beherbergte eine große Anzahl Ungeziefer. Nach einer gründlichen Reinigung verwandelte es sich in ein gemütliches Heim: die Fensternischen waren 80 cm breit. Schon war die Stelle sichtbar, an der man später das Konvent erbauen würde. Für die benachbarte Bevölkerung, die vom religiösen und gebildeten Standpunkt aus völlig verlassen war, ließ die Mutter Oberin eine Kapelle und ein Unterrichtsraum errichten.

Es war eine Freude, mit diesen unschuldigen Jungen und Mädchen zu arbeiten, und dabei von dem Nutzen zu ziehen, was uns der Reichtum der Natur gab. Nach einer Änderung der Namen, erhielt die Schule den Rang "Staatskooperative". Da Wasser fehlte, mußten wir diese schöne Arbeitsstelle verlassen.

Die Jahre 1942-45 brachten neue Pläne mit sich: Quintero. Die Einrichtung und Unterhaltung eines Kindersanatoriums, das auf einer Düne gelegen war, zu deren Füßen das Meer tobte. Dreimal lehnte die ehrwürdige Mutter diese Arbeit ab. Aber als plötzlich die Nachricht kam von der Auflösung aller Konvente im Land, dachte sie, daß es vielleicht eine Aufgabe für einige von ihnen sei. Schnell! Unter einer brennenden Sonne kauften wir Möbel und mit drei Maschinen kochten wir Kleidung und Bettlaken aus. Sehr bald war alles bereit, um die Kinder zu empfangen, die von Krankenhäusern für Arme kamen. In der Mehrzahl der Fälle brachte sie uns die Krankenschwester und nahm gleich die Kleidung mit. Wir badeten sie und steckten sie in saubere Betten. Das humane Ziel der Arbeit war es, daß die Kinder einmal in ihrem Leben einige fröhliche Wochen erlebten. Die Mutter Oberin wollte etwas noch Weitreichenderes machen: falls möglich nicht nur die Körper kräftigen, sondern auch die psychologischen Folgen heilen, bevor sie in ihre Armut zurückkehren mußten. Noch heute haben wir eine dieser Mädchen als Schneiderin im Haus, die sich selbst in den schwersten Zeiten neben uns behauptete. (Nun lebt Noemi in Maipú.)

Das Wiedererwachen dieser kleinen Seelen zusammen mit diesem eindrucksvollen und wechselhaften Meer, welches schäumend unter einem strahlenden Himmel und dem Sonnenuntergang floß - das alles brachte den Schwestern, trotz der Mühen, spirituelle und physische Kraft. Aber aus dem Vaterland kamen keine anderen Schwestern an, und allein waren wir nicht in der Lage, die Aufgabe zu

bewältigen.

Zwischenzeitlich hatte sich in Santiago eine Gruppe Kinder aus alteingesessenen Familien zusammengetan und die Arbeit veränderte sich hin zu einer Schule. Die Gruppe wuchs schnell und bald war das Haus voll. Nach dem Unterricht besuchten die jungen Schwestern, die ihre Studien in Berlin noch nicht abgeschlossen hatten, die katholische Universität. Nach vier Jahren erhielten sie ihr Diplom.

Am 15. September 1944 konnten wir in Maipú ein eigenes Grundstück kaufen. Maipú ist ein kleines, ländliches Dorf, in dem man sich die Schlacht lieferte, die die Unabhängigkeit des Landes entschied, und der damalige Oberbefehlshaber versprach, dort einen Tempel zu bauen, der der Jungfrau von Carmel gewidmet war. Auf dieser Erde, aus religiöser wie patriotischer Sicht so wichtig für das Vaterland, würden wir die Jugend erziehen, fern der Großstadt. Das Haus und der Garten wurden langsam gebaut, wobei wir immer versuchten, unsere Zinsen zu bezahlen.

Unsere Mutter Oberin, die die Schwestern in den verschiedenen Häusern besuchte, war sehr zufrieden, einen Ort zu haben, wo sie alle versammeln konnte. Am Anfang nur für die Ferien und um ernsthaft am inneren Aufbau der Schule zu arbeiten. Unser Kloster wurde 1940 kanonisch gegründet, "mit allen Privilegien und dank des Nutzens, den die Ursulinen aus Berlin brachten."

So ist der Sitz unseres Konvents Maipú (seit 1955 mit Noviziat) und daneben gibt es ein Internat für ungefähr 40 Mädchen, die mit unserem Bus nach Santiago reisen. Die Oberkurse kommen zum Unterricht der Naturwissenschaften, Zeichnen und Turnen nach Maipú. Gute Freunde haben uns geraten, sofort eine Mittelschule zu eröffnen, aber die Mutter Oberin riet "jetzt noch nicht, bis wir nicht wissen, wer unsere Mädchen sind und wohin wir sie führen müssen."

Als die Mutter Oberin einen bequemer Ort suchte, um die Schule unterzubringen, erreichte uns plötzlich die Nachricht, daß wir gehen müßten, wie vorher die Augustinerinnen, da eine Straße dort durchgehen würde. Nochmals erreichte uns ein überraschender Vorschlag: ein Gebiet im Nordwesten der Stadt, in Vitacura. Mutter Oberin war dagegen, sich nach der Mode zu richten, aber die Eltern waren begeistert. Sie akzeptierten den Finanzplan eines Finanzierungskomitees, welches sich zu diesem Ziel organisierte. So sind wir seit 1952 Herrinnen eines in seiner Einfachheit eleganten Besitzes, am Fuße der Kordilleren, wo man die Klassen erbaut hat, die fehlten. Mutter Maria konnte nun die allgemeinen Anweisungen geben für den Umzug, selbst aus ihrem Krankenbett erhielten wir von ihr Ratschläge für den Weg, den wir folgen sollten.

Aber ihre Arbeit auf Erden war beendet. Doch wir vermißten sie sehr, weil sie eine Mutter war, der wir mit Freude und Liebe folgten. Sie suchte nur den Willen Gottes und mit ihrem ganzen Wesen spiegelte sie Seine Güte wider.

Mutter Maria verteidigte immer die autonomen Ursulinenklöster, weil sie ihre besondere Mission verstand. Sie war der Meinung, daß sie schützen müßten, was sie erhalten hatten, daß sie sie niemals verlassen dürften, sofern stärkere äußere Umstände oder die Heilige Mutter Kirche es befahlen. Uns schien es immer wie eine Einwilligung zu ihrer Arbeit, daß sie Oberin eines autonomen Klosters sein konnte, daß sie frei war in ihren Entscheidungen und auch verantwortlich für sie. Wir, die wir die Gnade hatten, ihr zu helfen, waren einheitlich erzogen, wir waren eine Familie von Schwestern, wir verstanden uns schnell und hielten am gleichen Geist/Wesen/Seele fest.

Bis hierher die Erzählung von Mutter Elisabeth Feldman, die der Mutter Maria als Oberin des Ursulinenkonvents im Jahre 1952 folgte. 1965 starb Mutter Elisabeth.

Ihr folgte als Oberin Mutter Bernarda Ross, die 1987 durch die erste chilenische Oberin, Mutter Paula Lagos, ersetzt wurde, eine ehemalige Schülerin der Oberschule Santa Ursula de Santiago.

DIE URSULINEN IN PERU

Die ersten Ursulinen kamen 1936 nach Peru. Gegenwärtig gibt es Ursulinen in Lima, Callao, Chiclayo, San José del Amazonas und Huancayo. Es sind Gründungen deutschen, kanadischen und nordamerikanischen Ursprungs und bilden einen Teil der Römischen Union, der französisch-kanadischen Union, der Union von Chatham und Kentucky.

Eine kurze Beschreibung des Ursprungs dieser Gründungen sind ein Beispiel des missionarischen Geistes, der die Töchter der Heiligen Angela im Laufe der Jahrhunderte beseelt hat.

DIE URSULINEN DER RÖMISCHEN UNION

Die "Römische Union" ist eine der Vereinigungen der Ursulinen, die in diesem Jahrhundert entstand.

Am Ende des 19. Jahrhunderts verbot die italienische Regierung den Klöstern, Postulantinnen aufzunehmen. Die Gemeinschaft der Ursulinen in Rom wurde auf eine kleine Gruppe verringert, die die Gemeinschaft der Ursulinen aus Blois, Frankreich, um Hilfe bat; diese reagierte, indem sie ihnen einige französische Nonnen schickte. Die italienischen Postulantinnen und Novizinnen wurden nach Blois geschickt. Das Kloster zu Calvi, nahe Rom, bat Blois ebenfalls um Hilfe. Als Folge dieser Hilfe bildete sich 1898 die Vereinigung "Blois-Rom-Calvi".

Diese Vereinigung und die sogenannte des Heiligen Vaters war der Beginn einer neuen Etappe im Leben vieler Ursulinen. 1900 versammelten sich die Äbtissinnen von 63 Gemeinschaften der Ursulinen aus der ganzen Welt in Rom und gründeten die "Römische Union" des Orden der Heiligen Ursula, die von Seiner Heiligkeit Leo XIII genehmigt wurde. Später vereinigten sich weitere Gemeinschaften.

Mit dankbaren und frohen Herzen feierten die Ursulinen der ganzen Welt die 400-Jahr-Feier ihrer Gründung am 25. November 1935. Einige Tage nach diesen Feierlichkeiten wurden die Ursulinen aus Fritzlar nach Amerika gerufen, in die Stadt Rosa in Lima. Voller Enthusiasmus und Erwartung kamen sie am 22. Januar 1936 in Peru an. Von Gott geführt und auf die Hilfe vieler Familien aus Lima zählend, gründeten sie die "Schule der Heiligen Ursula".

Während in diesem Haus die aus Fritzlar stammenden Ursulinen feierlich das Kreuz in jedem Zimmer anbrachten, um symbolisch zu demonstrieren, daß Christus in diesem neuen Zentrum der Erziehung regieren wird, wurde das Haus der Ursulinen in Fritzlar, das den Ursprung dieser Gründung bildete, von der Naziregierung geschlossen.

1950 schlossen sich drei der Mütter der Ursulinen aus Erfurt, Deutschland, die Pioniere bei der Gründung der Schule der Heiligen Ursula in Sullana gewesen waren, dem Kloster in Lima an.

1951 begannen die Ursulinen mit der Arbeit in dem damals sogenannten "Stadtviertel Miramar", in der Nähe des Landgutes Maranga in San Miguel.

1955 schloß sich das autonome Kloster der Ursulinen zu Lima der "Römischen Union" an. 1958 übertrug der Erzbischof von Lima offiziell den Ursulinen der Römischen Union das "Stadtviertel Miramar". 1961 legte man den ersten Stein des Schule "San José" und 1962 gründet das Komitee der Frauen das "Heim Santa Angela", das dem Orden 1973 übergeben wurde.

Da man die ständige Anwesenheit der Ursulinen in Miramar als notwendig erachtete, gründete man 1968 dort die Gemeinschaft "Santa Angela".

Auf Bitten der Jesuitischen Brüder der Pfarrei San Juan Bautista aus Jarpa, eine ländliche Gemeinde, entstand die Gemeinschaft "Maria de la Encarnación", um der Seelsorge, der Erziehung der Erwachsenen und der Gesundheit zu dienen.

Gegenwärtig hat die internationale Gruppe der Ursulinen der Römischen Union drei Kommunitäten in Peru:

- Die Gemeinschaft "Santa Ursula" in San Isidro, Lima, Stifterin der Schule der Heiligen Ursula, in der 1000 Schülerinnen vom Kindergarten bis zum fünften Jahr der Sekundarstufe eine ganzheitlich christliche Erziehung erhalten.

- Die Gemeinschaft "Santa Angela" in Miramar, San Miguel, die das "Heim der Heiligen Angela" mit 220 Kindern von zwei bis fünf Jahren betreuen, sowie die schulgeldfreie "Schule San José", in der 546 Jungen und Mädchen vom 10. bis 60 Grad eine günstige Umgebung vorfinden, um als Kinder Gottes aufzuwachsen. In Miramar nehmen die Ursulinen aktiv an der "Familienkatechese" teil sowie an verschiedenen Gruppen der Anregung und Reflexion. In San Isidro nehmen sie ebenfalls an der Pfarrkatechese teil.

- Die Gemeinschaft "María de la Encarnación" in Jarpa wirkt in der Seelsorge der Pfarrei mit, in der Bildung und Beaufsichtigung der Religionslehrer der ländlichen Gemeinden der Region und in der Förderung der Landfrauen, welche Priorität für die Ursulinen aus Jarpa hat.

Mit der Heiligen Angela, Verkünderin des Wortes und Vorbild für ihr Leben, versuchen die Ursulinen in den verschiedenen Gegenden, in denen sie sich befinden, für die fundamentalen Bedürfnissen eines

jeden Menschen zu bürgen, die Notwendigkeit Gottes.

Tagebuch aus dem Leben der Mutter Angélica

Von Berlin nach Santiago, 14.12.39 bis 21.1. 40

Am 14. Dezember 1939 beginnen fünf Schwestern der Ursulinen ihre Reise nach Chile. Ihr Glaube, ihr Opfer, ihr Kampfgeist und ihre Hingabe kann man diesen Seiten aus dem Tagebuch der Mutter Maria Angelika entnehmen.

Donnerstag, 14. Dezember 1939

Gegen 7 Uhr morgens stehen wir (Mutter Consolata, Mutter Cecilia, Schwester Carmelita, Schwester Laeta und Mutter Angelica) auf dem Bahnsteig, bereit für die Reise nach Chile. Einige Schülerinnen haben sich eingefunden. Ich widme die letzten Minuten meinen geliebten Verwandten: meinen Eltern, meiner Schwester, meiner Schwägerin. Der Wegstrecke des gräulichen Tages fehlte es an Attraktionen, und die Gedanken schweifen immer wieder zu dem, was man zurückläßt.

Freitag, 15. Dezember 1939

Hinter dem Brenner ist der Himmel wolkenlos und sternbesät. Der polternde Zug überquert mit großer Geschwindigkeit das Tal des Etsch. Man muß in Verona umsteigen und leider haben nicht alle im gleichen Waggon Platz. Schwester Laeta versucht, uns zu versammeln, indem sie die kurze Pause in Desenzano und Brescia nutzt, aber fast verpaßt sie den Zug in der Stadt unserer Heiligen Mutter Angela, denn der Zug fuhr ab, bevor sie einsteigen konnte.

Sonntag, 17. Dezember 1939. Gaudete!

Pater Burkat holte uns ab, um uns zur deutschen Kirche zu führen. Während der heiligen Messe sangen wir deutsche Hymnen: O Heiland, reiße die Himmel auf; O komm, o komm, Emanuel; Maria zu lieben. Pater Burkat spielte Orgel; die Messe zelebrierte ein deutscher Priester, der lange Zeit schwer krank war. Dann brachte man uns zum Altarraum der Santa Catalina in Genua. Die Kirche steht unter der Verantwortung der Kapuziner. Ihr Körper ruht in einer kristallinen Urne, in einer angrenzenden, reich verzierten Kapelle. Die Heilige war eine adlige Dame, die viel Gutes für die Armen und Kranken ihrer Epoche tat. Wie sehr es mir gefiel, daß dies das Grab der Heiligen Angela war!

Dienstag, 19. Dezember 1939

Heute stechen wir in See! Es regnet in Strömen! Wenigstens hat der Nordwind nachgelassen. Um 7 Uhr morgens gehen wir zur benachbarten Kirche San Felipe zur Messe und erfreuen uns am feierlichen Schlußsegen. Dann frühstücken wir, verpacken die letzten Sachen und gehen.

Ich hatte die Gelegenheit, nochmals nach San Francisco hinaufzufahren, um P. Burkat das Geld zurückzugeben, das er uns vorgestreckt hatte. Wiederum überblicke ich den Hafen, die Stadt, die Hügel, die trotz des Regens sichtbar sind. Ich verabschiede mich nochmals kurz vom Allerheiligsten. Dann steige ich wieder zur Stadt hinab, zum Hafen, hin zum Schiff. Dort kennzeichnen sie unser Gepäck und kontrollieren die Pässe. Sofort erlaubt man uns, an Bord zu gehen.

Unsere Kabine ist ein kleiner Raum von 1,80 x 3,00 m. Sie hat 6 Betten, zu zweit nebeneinander und übereinander gestellt, und ein Waschbecken. Über jedem Bett gibt es ein kleines Netz für das Gepäck und an der freien Wand fünf Kleiderbügel. Wir verstauen unsere Koffer unter die Betten und an den freien Wänden, damit sie uns als Sitzgelegenheiten dienen. Es regnet weiterhin ohne Unterbrechung in Strömen, deswegen können wir nicht an Deck gehen. Um halb zwölf läuten die Glocken für das Mittagessen. Das Speisezimmer ist total voll und es gibt nirgendwo einen freien Platz. Das Essen, das man serviert, ist reichlich und beginnt wieder mit den unausweichlichen Maccaroni.

Das Schiff sollte um 12 auslaufen, aber es ist bereits 3 Uhr und wir sind immer noch hier. Es war notwendig, auf die Dokumente der englischen Botschaft zu warten, um auf der Reise nicht aufgehalten zu werden.

Kurz vor halb neun lichtete die "Virgilio" Anker. Die Abreise war interessant. Die Lichter Genuas und der rechts und links der Riviera gelegenen Orte leuchteten wie die Kerzen eines Weihnachtsbaumes. Das schöne Bild verschwand zu schnell aus unserer Sicht.

Samstag, 23. Dezember 1939.

Wir sind um halb zwei morgens in den Hafen von Gibraltar eingelaufen. Es gibt hier viele festlich beleuchtete Boote. Die Lichter der Stadt flimmern von den Felsen wie die Kerzen des

Weihnachtsbaumes. Nichts kann man von den Bergen erkennen.

Um halb zwölf lichten wir Anker. Die Abfahrt ist sehr interessant. So wie wir den Felsen von Fotografien kennen, so sehen wir ihn vor uns. Unser Blick richtet sich ein ums andere Mal auf ihn, bis daß das Schiff abbiegt und die Insel La Paloma erreicht. Linker Hand heißt uns Afrika willkommen. Die Berge der Vorgebirgskette sind klar zu erkennen sowie Ceuta und Tanger. Schade, daß die höchsten Gipfel in Wolken gehüllt sind. Der Blick schweift von neuem nach rechts, wo man die grünen und wellenförmigen Felder der Südküste Spaniens ausmachen kann. Zum ersten Mal kann man kultiviertes Land erkennen. Sind das Zuckerrohrplantagen? Tarifa breitet sich vor uns aus, es schwimmt in der Sonne, wie ein Fingerzeig. Dann schleicht sich die europäische Küste mehr und mehr im Norden davon, bis daß der Nebel verschwindet. Wir verabschieden uns leise von Europa.

Sonntag, 24. Dezember 1939.

33. nördlicher Breitengrad, 10° westlich; Windstärke 6.

Das Schiff bewegt sich so stark, daß, je mehr wir es versuchen, es uns nicht möglich ist, aufzustehen, um an der Messe teilzunehmen. Heiligabend! Das Schiff schwankt, bewegt sich, schaukelt und tanzt mit den Wellen und knackt so in den Gelenken, daß wir glauben, die Rettungswesten anziehen zu müssen. Wir sind schließlich in einen Wirbelsturm gelangt. Die stärkste Erschütterung wurde jedoch durch einen Wal verursacht.

Montag, 25. Dezember 1939.

30° nördlicher Breitengrad; 13,5° westlicher Längengrad.

Um Mitternacht erreichen uns in der Kajüte Klaviertöne und die Stimme des Schiffsgeistlichen. Auf diese Weise konnten wir ein wenig an der ersten Messe teilnehmen, die wir mit so großer Vorfreude erwartet hatten. Wir wollten in der dritten Messe gregorianisch singen, zusammen mit den 12 Priestern, die im Schiff mitreisen. Statt dessen brauchte ich mehr als eine Stunde, um mich anzuziehen und schaffte es nicht, zur Messe zu gehen. Trauriger Weihnachtstag! Keine von uns konnte noch nicht einmal daran denken, die Päckchen mit den kleinen Weihnachtsüberraschungen zu öffnen, die die Schwestern in der Heimat für diese Gelegenheit vorbereitet hatten. Mittags schleppten wir uns so gut wir konnten an Deck, um der schlechten Luft im Zimmer zu entkommen.

Mittwoch, 27. Dezember 1939.

25,5° Nord, 24° West, 22° C; 32 km/h.

Nur Wasser und Himmel. Wir fahren durch das subtropische Meer. Der Himmel ist blau, aber ein bißchen bewölkt. Das Meer sieht aus wie flüssiges Metall, von dunkelblauer, bleierner Farbe, die Oberfläche leicht kraus; unter der Oberfläche sieht man große Wellen, die die Umrisse des Schiffes wie eine Hügellandschaft aussehen lassen; die Bewegungen entsprechen der Erscheinung, der Dampf zeigt sich von oben nach unten und unser Zustand ist nicht viel besser. Seit vier Tagen habe ich kaum etwas gegessen. Schwester Laeta geht es etwas besser. M. Consolata und Schw. Carmelita sind in der Krankenstation, die erste wegen ihres Herzens, die letztere wegen einer Nierenentzündung.

Samstag, 30. Dezember 1939.

21° N.; 41° W.; 764 bar.; 24° C.; Windstärke 2.

Wir fahren weiter im subtropischen Meer mit unverändert gutem Wetter. Die Leute um uns herum kleiden sich sehr sommerlich. Ja, die jungen Mädchen in kurzen Hosen sehen sehr wohl die Blicke, die ihnen die Matrosen zuwerfen! Das Schiff ordnet sich wieder der samstäglichen Reinigung unter, das heißt, man reinigt die weißen Schornsteine, putzt gründlich die Fenster usw. Alle metallischen Teile richtet man her für die Durchfahrt der Tropen (Wendekreis?), indem man sie mit Antioxidierungsmittel einpinselt. Alle ringsherum lernen Spanisch, man fühlt sich auch angetrieben zu arbeiten.

Sonntag, 31. Dezember 1939.

19° N.; 47° W.; 25°C; Windstärke 2

Um zehn Uhr holt man uns, damit wir an einer Messe in der ersten Klasse teilnehmen, denn es gibt dort wenig Teilnehmer. Während der ganzen Messe spielt man sacht Cello, Violine und Piano. Der Altar trägt ein Bild der Heiligen Mutter Gottes, das sich mittels einer kleinen Tür schließen läßt und dessen Farben mit den Polstern des Raucherzimmers zusammenpassen. Der Raum ist hell und klimatisiert. Das Schiff fährt sehr ruhig. Vielleicht hat sich aus diesem Grund mein Magen beruhigt. Zum ersten Mal seit dem 23sten gehe ich wieder in den Speisesaal, aber trotzdem kann ich nur etwas Kartoffelpüree essen. Heute tragen wir zum ersten Mal die weißen Schürzen (?) anstelle des Ordenskleides.

Der erste Tag des Neuen Jahres! Was wird es uns bringen? Was wird mit dem alten deutschen

Vaterland geschehen? Vielleicht Frieden? Gegen 5 Uhr nachmittags bewölkt sich der Himmel mehr. Vor uns, am westlichen Horizont, trat ein starker Sturm auf. Der Nachmittag klarte sich nicht auf. Es regnete leicht, so daß wir nicht länger an Deck bleiben konnten.

Im Speisesaal feierte man das Neue Jahr mit bunten Kappen, Fähnchen, Eis und Champagner. Der erste Champagner meines Lebens! Aber ich bin enttäuscht. Er ist irgendwie bitter und schmeckt nach Pilsener Bier. Von den 200 Gläsern Champagner, die der Steward verteilte, konnte er nur 80 wiedererlangen.

Samstag, 6. Januar 1940.

Welche Überraschung erlebten wir beim Aufwachen am Morgen! Das Schiff hielt wieder, gegenüber einem strahlenden Lichterkranz einer Insel. Curacao! Einige Holländer wollen hier an Land gehen, und wir nehmen bei Tagesanbruch den Weg in Richtung Stadt während eines starken tropischen Regens. Rote und gelbe Häuser, hübsch und sauber, heißen uns willkommen. Die Umgebung, das Ambiente ist hier angenehm, denken und sagen einige. Plötzlich öffnet sich die Pontonbrücke, und wir dringen in einem Flußlauf ein. An beiden Seiten sieht man typische Kleinstadthäuser auf den Gipfeln der Hügel, flankiert von nicht sehr hohen Bäumen, die Akazien ähneln und intensiv duften. Der Flußlauf ist ca. zwei Kilometer lang; plötzlich erreichen wir ein Hafenbecken, wo es verschiedene gigantische Überseedampfer gibt, unter ihnen die Santa Paula, die vor uns aus La Guaira auslief. Unser Dampf dreht sich und legt auf der Rückseite den schönen Weg wieder zurück. Wir ankern am Pier der Curacao Handelsgesellschaft. An ihrer Seite befindet sich das leere und verlassene Depot der Hamburg-Amerika-Linie. Am Pier sieht man viele wartende Leute mit luxuriösen Autos. Die Hafenarbeiten werden fast ausschließlich von Schwarzen erledigt, von schlanker Figur, fleißig, sauber und ordentlich gekleidet, die ihre Dienste freudig anbieten. Nach dem Frühstück erlaubte man uns, an Land zu gehen. Der Weg führte zunächst an einer Reihe eleganter Villen vorbei. Die Bewohner belegten rasch die Fenster, mit dem Ziel, uns zu beobachten. Man sah sitzende Europäer, die lasen, sich ausruhten, und ihre Handarbeiten in bequemen Stühlen machten; alle Türen waren sperrangelweit offen. Wir konnten elegant eingerichtete Räume sehen. Die Gärten prahlten mit exotischen Bäumen und Sträuchern, mit großen, rot-, gelb- und weißglänzenden Blumen. Die Straßen waren voller Leben. Die Einheimischen sind sauber und korrekt gekleidet. Die schwarzen Frauen bevorzugen die Farbe Rosa. Alle tragen Schuhe, aber keine Strümpfe. Die Europäer halten an ihrer weißen Gesichtsfarbe fest, was richtig auffällt: sie vermeiden die Sonne, als sei sie ihr größter Feind. Die Geschäfte sind geöffnet. Die Mehrheit der Inhaber sind Europäer, die Verkäufer dagegen sind schwarz. Die Waren sind teilweise vor den Läden ausgelegt.

Bevor wir auslaufen, regnet es Apfelsinen auf Deck. Die Schwarzen amüsieren sich, indem sie sie als Geschosse benutzen. Es handelt sich um große Posten von Apfelsinen, die für Deutschland bestimmt waren und die man hierlassen mußte und zu niedrigen Preisen verkaufte oder verschenkte. Es sind diese überflüssigen Apfelsinen, die uns an Deck ziehen. Eine kleine Episode erlaubt es einzuschätzen, wie sehr die Europäer um die weiße Hautfarbe besorgt sind. Ein schwarzes Kindermädchen kam mit einem ganz jungen Kind zum Pier, um sich das Schiff anzusehen; sie ließ den Jungen im Schatten, da sie Angst vor der Sonne hatte. In einem unbewachten Augenblick schlich sich das zarte Wesen davon und setzte sich der Sonne aus. Seine Amme nahm ihn erschrocken auf und setzte ihn wieder in den Schatten, wobei sie um sich schaute, ob jemand ihre Unachtsamkeit beobachtet hatte.

Montag, 8. Januar 1940

10° Nord; 78° West; 29° C; bar. 760; Windstärke 3; 14,3 Knoten.

Seit zwei Tagen ist man damit beschäftigt, einen vermeintlich blinden Passagier zu suchen. Man belästigt die Leute sehr, indem man ein ums andere Mal die Dokumente prüft, während sich alle dicht gedrängt im Speisesaal befinden. Gott sei Dank glaubt man uns, nicht als blinde Passagiere zu reisen und läßt uns ohne Störung an Deck gehen. Am Nachmittag beobachten wir das interessante Spiel der Delphine am Rumpf des Schiffes.

Freitag, 12. Januar 1940

0,37ster Breitengrad; 81° West; 26° C.

Der Himmel ist grau, genauso wie das Meer. Von Zeit zu Zeit müssen wir wegen des tropischen Regens das Deck verlassen. Heute werden wir den Äquator passieren. Werden wir erfahren wann? Die Autoritäten des Schiffes sind gegenüber den Passagieren der dritten Klasse nicht sehr gesprächig. Man sieht nicht viel von der Küste. Sie ist vom tropischen Regen verdeckt.

Sonntag, 14. Januar 1940

Seit drei Uhr früh sind wir im Hafen von Callao. Uns gegenüber gibt es fünf eingewiesene deutsche

Handelsschiffe, unter ihnen die Hermontis und die Montserrat. Um acht legen wir am Pier an. Zwei Ursulinen, die von Herrn Linder begleitet werden, geben uns Zeichen. Auf beiden Seiten herrscht große Freude. Wir verlassen bald das Schiff. Wir steigen in das große Auto, speziell für die Ursulinen, ein. Hier erhalten wir zuerst eine kleine Erfrischung: Schwarzbrot mit Butter und Salami. Wir fahren durch reizvolle Alleen, die von herrlichen Palmen und blühendem Oleander gesäumt sind. Die Blütenpracht in den Gärten ist unbeschreiblich. Alles blüht eins neben dem anderen: Sonnenblumen, Rosen, Jasmin. Die Geranien wachsen zu blühenden Büschen heran, und der Spargel umrahmt Türen und Fenster. Die Schwestern empfangen uns sehr herzlich. Nach einer kurzen Begrüßung in der Diele führt man uns zur Kapelle, die von den amerikanischen Schwestern eingerichtet wurde. Es befinden sich noch die Krippe und der Weihnachtsbaum dort. Man zündet die Kerzen an, und wir singen das Te Deum. Wie es uns erfreute, wieder deutsches Essen genießen zu können! Dann, nach einem kurzen Aufenthalt, nehmen wir das Auto, um zum Heiligtum der Santa Rosa de Lima zu fahren. Um halb fünf hatten wir die Gunst, bei einer feierlichen Weihe assistieren zu können. Wir sangen und beteten auf deutsch. Als Abschlusssong stimmten wir im Chor an: "In dieser Nacht". Ich nutzte die freien Momente, um meinen Eltern den neunten Brief zu schreiben und ihnen alles, was wir hier gesehen haben, zu erzählen. Dann mußten wir uns von den lieben Schwestern trennen, die uns außerdem reichlich Vorrat mitgaben. Wir kehrten durch die schönen, von blühenden Palmen umsäumten Alleen zum Schiff zurück. Wir legten mit nur 15 Minuten Verspätung ab. Eine Theatergruppe ist an Bord gegangen. Die Kollegen, die blieben, schrien ein Hurra nach dem anderen und ihre Verabschiedung war so laut und lebhaft, daß das ganze Schiff sich verpflichtet sah, daran teilzunehmen. Nach und nach entfernte sich der Dunst des strahlend erleuchteten Piers und drang in den dunklen Wassern ein. Eine ganze Weile grüßten uns die erleuchteten Alleen, die von Callao nach Lima entlang der Küste führen.

Donnerstag, 18. Januar 1940.

Als ich an Deck stieg, um sechs in der Frühe, um an der Messe teilzunehmen, fuhr das Schiff gerade langsam an die Reede von Iquique ein. Absolut unfruchtbare Hügel. Zwei Linien führen schräg nach oben längs des Abhangs. Ein Zug kriecht die untere Linie entlang, wie eine kleine, schwarze Raupe. Nach einer Viertelstunde sieht man ihn auf der anderen Linie zurückkehren. Manchmal verschwindet er in einem Tunnel. Es handelt sich sicher um die chilenische Pazifikeisenbahn. Um sieben sind wir im Hafen. Man sieht nur zwei grüne Büsche an den Seiten. Die Salpetergesellschaft von Tarapacá und Antofagasta; ein Meer von desolaten Häusern. Es ist ein Trost, zwei große Kirchen zu sehen, was beweist, daß man sich um die Seelen dieser Leute sorgt, die nur für die Arbeit und das Geld leben. Man sieht Züge mit Salpeter in den Hafen einfahren. Der weiße Küstendünger wird in Gefäße entleert, man transportiert sie zu den Lastschiffen und hebt sie in Bündeln aus Sackleinen hinauf. Wir laufen um zwei Uhr aus. Die Küstenzentren ähneln einem geologischen Relief. Man kann einige Regengüsse in ihnen sehen. So muß es dann und wann trotz allem regnen.

Freitag, 19. Januar 1940.

Um sieben Uhr waren wir gegenüber von Antofagasta. Die Stadt scheint älter und größer als Iquique zu sein. Die schön gebauten Steinhäuser, die Baumreihen und der rege Autoverkehr lassen sie weniger verlassen aussehen als ihre Nachbarin im Norden. Man belädt große Mengen Kupfer. Zehn Emigranten erhielten gestern abend die Nachricht, daß man sie hier in einer Metallfabrik anstellen würde. Sie erfreuen sich an der Gewißheit, von der Sorge befreit zu sein, wie sie anfangs ihren Unterhalt verdienen sollen. Seit 29 Jahren hat es hier nicht mehr geregnet.

Samstag, 20. Januar 1940.

Der letzte Tag auf dem Schiff! Es wurde für heute ein starker Sturm angekündigt, es wird der schlimmste, den wir je erlebt haben, sein. Das Meer ist sehr aufgewühlt. Es ist nirgendwo bequem. Man hat schon die Ruhesessel auf Deck entfernt. Das Deck ist zum größten Teil blockiert. Die Kabine ist so eng, daß wir nur einzeln einpacken können. Wir müssen uns abwechseln. Ich genieße den Rest der Zeit auf den Koffern in der Kabine sitzend und schreibe Briefe und Postkarten an die geliebte Heimat. Wir können sie mit italienischen Briefmarken frankieren und der Steward unseres Speisesaales wird sie in Genua zur Post geben. Frau Palm nimmt mich mit zum Schlafsaal des Zwischendecks, der 80 Betten beherbergt. Trotzdem sind 120 Personen dort untergebracht, es gibt kein Fenster, nur ein enger Ausgang und einen Ventilator, der oft nicht funktioniert. Allein der Anblick ist Pein. Der Schmutz ist enorm. Man reinigt nur einmal die Woche und nicht gründlich. Die Chileninnen liegen in den Betten zusammen mit ihren Kindern, vollkommen angezogen, einschließlich ihrer Schuhe. Es gibt nur 10 Waschbecken für 120 Personen in einer angrenzenden kleinen Ecke; dort wäscht man die Kleidung der Kinder und das, was es zu waschen gibt. Und einige der Passagiere

haben bis zu 50.000 RM für die Passage bezahlt! Der Behandlung, die man den Passagieren zukommen läßt, gereicht der Schiffsgesellschaft wirklich nicht zur Ehre.

Sonntag, 21. Januar 1940.

Als ich an Deck stieg, befanden wir uns vor dem schönen Hafen von Valparaíso. Die Lage der Stadt gibt dem Namen alle Ehre. Die Hügel, die mit grünem Dickicht bedeckt sind, tauchen nahe und klar aus dem Meer auf. Die Häuser finden einen Unterschlupf unter dem Schutz der Hügel und klettern um die Abhänge. Wir fahren langsam zum Anlegeplatz. Ein Herr wird uns suchen kommen. Wie wird es unter so vielen Menschen dort unten sein? Dort, ist das nicht eine Ursuline? Mutter Bernarda! Wir geben glücklich Zeichen. Sie teilt uns die Grüße der Ehrwürdigen Mutter mit, indem sie heraufschreit, und fügt hinzu: "Die anderen sind gestern angekommen!" Wenn wir in diesem Moment gewußt hätten, daß Schwester Barbara und Schwester Rita seit Stunden in Todesgefahr schwebten in der in Brand gesteckten "Orazio", wäre unser Dank für die glückliche Reise sicherlich inbrünstiger ausgefallen. Die Formalitäten der Ausschiffung scheinen ewig. Schließlich, gegen elf Uhr, wird der Landungssteg heruntergelassen. Der Tumult ist unmenschlich. Gott sei Dank ertönt einmal der Schrei: "Mütter mit kleinen Kindern zuerst!" Dann, nach ungefähr einer Viertelstunde, betreten wir festen Boden, in dem Land genannt Chile, das uns herzlich als Gäste aufnehmen will. Mutter Bernarda hat sich schon um einen Träger gekümmert, und als die Stewards unsere Koffer heruntergeben, trägt man sie sofort zur Zollabfertigung. Dank unseres religiösen Habitus fertigt man uns schnell ab, und vor 12 Uhr verlassen wir den Zoll. Wir nehmen ein Taxi, das uns zum Bahnhof bringt, nachdem wir vergeblich versucht haben, ein "Micro" (?) nach Santiago zu bekommen, der uns schneller in die Arme unserer geliebten Mutter Oberin geführt hätte. Wir nutzen die Wartezeit im Bahnhof, um eine Erfrischung zu uns zu nehmen und unsere Kräfte wiederzuerlangen. Rühreier mit Schinken war unser erster Imbiß auf chilenischem Boden. Die ersten Früchte, die Mutter Bernarda uns zum Schiff brachte, waren große Pflaumen. Um halb zwei fährt der Zug ab. Fünf Stunden dauert die Reise durch die schöne chilenische Landschaft. Wir nehmen mit Freude alles auf, was uns an die deutsche Heimat erinnert: bekannte Blumen, die auf dem Bahndamm wachsen, Bäume, die auch in der Heimat wachsen, Weiden mit schwarzbunten oder rotbunten Kühen, Weizenfelder, Gemüseanpflanzungen. Der Zug erreicht Santiago so gegen halb sieben. Zwei Taxis fahren uns bis zur kleinen Straße Victor Hendrych. Wir kommen durch breite und schöne Straßen, entlang dichtbelaubten, grünen Arealen. Man sieht dort müde Menschen in Hängematten. Ein ungewohnter Anblick für uns. Bald befinden wir uns vor dem großen Portal unseres Klosters. Die Klingel läutete eine ganze Weile. Schließlich öffnet sich langsam die Tür, und man nimmt uns herzlich in die Gemeinschaft auf, die uns erwartet hatte. Die Mutter Oberin führt uns zuerst in die Kapelle und zum schönen Innenhof der Klausur. Jede einzelne hat eine zugewiesene Klosterzelle, die von der Mutter Oberin selbst eingerichtet worden war. Uns erscheinen sie riesig groß, nach den vier Wochen, die wir sechs in der kleinen Kajüte verbracht hatten. Der Tisch mit dem Abendessen ist im Innenhof gedeckt. Lange Zeit bleiben wir hier sitzen in dem warmen Januar und erzählen von Deutschland. Dann gehen wir nochmals zusammen zur Kapelle, wo wir wieder Dank sagen.